Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 30

Artikel: Vo Thun ga Bärn
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646147

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

mit einem Nervenarzt darüber zu sprechen. Solche Niveau-Zustände können nämlich ausarten."

Eugen sitzt da wie auf den Mund geschlagen. Klar, der erste Teil von Onkel Harrys Methode hat bei Erna total versagt. Aber er wirft trotzdem die Flinte nicht ins Korn. Tollkühn riskiert er, zum zweiten Methodenteil überzugehen.

Als habe er Ernas Bemerkung taktvoll überhört, fährt er fort: „Denn ich habe vom ersten Moment an, als ich Sie sah, die Empfindung gehabt, daß auch Sie kein Durchschnittsmensch sind, sondern daß sie turmhoch über allen andern Frauen, über all diesen Gänsen stehen."

Doch siehe da, jetzt wird Erna direkt böse. Ihre Augen funkeln vor Zorn, ihre kleine Hand klatscht empört auf die Schreibtischplatte. „Herr Pruntz! Wie können Sie sich unterstehen, von den Frauen als Gänsen zu sprechen? Ich verbitte mir das im Namen all der Frauen, die ich als klug, tüchtig und fleißig kenne."

Eugen starrt vollkommen hilflos drein. Er verflucht im Innern Onkel Harrys Methode, aber wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm klammert er sich noch an den Schlußsatz und platzt damit los: „Fräulein Köller, ich wollte doch damit nur sagen, daß ich Sie, im Vergleich zu anderen Frauen, für einen Engel halte, jawohl, für einen ganz einzig dastehenden, vollkommenen Engel."

Ach, nicht einmal der Engel macht auf Erna einen beglükkenden Eindruck. Nur ein hochverblüfftes „Nanu" entschlüpft ihrem kleinen zarten Mund.

Verzweifelt preßt Eugen die Hände ineinander. Oh, jetzt ist alles verloren, die Methode kann keine Stütze mehr bieten, jetzt bleiben ihm nur noch wirklich vollkommen eigene Worte und zu solch eigenen Worten hat Eugen nie viel Zutrauen gehabt.

Gesenkten Hauptes stammelt er, als müsse er sich entschuldigen: „Ich mag Sie so schrecklich gut leiden, Fräulein Köller, ich habe Sie so sehr gern — und — und Sie dürfen auch nicht denken, daß ich mich für etwas Besonderes halte — nein, nein, das ist ja gar nicht meine Überzeugung."

Erna spitzt die Lippen als wolle sie pfeifen und dann sagt sie gedehnt „Ach so" und dann beugt sie ihr Köpfchen tief über das vor ihr liegende Schriftstück.

Wie mit Blut übergossen, sitzt Eugen da. Der Gedanke, daß Erna seine Liebe anscheinend nicht im geringsten erwidert, daß er in ihren Augen jetzt sicher nur eine lächerliche Figur ist, und dazu die Vorstellung, daß sie dies alles vielleicht im Büro weitererzählt und er zum allgemeinen Gespött wird, läßt sein Herz fast stillstehen. Oh, käme Onkel Harry in diesem Augenblick zur Tür herein, Eugen würde ihm glattweg an die Kehle springen.

Da sich Erna nicht rührt, sucht er langsam seine Siebensachen zusammen, um heimzugehen. Doch als er nach dem Hut greift, steht sie plötzlich neben ihm. Als habe sie seine Gedanken erraten, sagt sie freundlich: „Selbstverständlich erfährt kein Mensch von mir etwas von unserm Gespräch. Aber wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf: Versuchen Sie niemals einer Frau etwas vorzuschauspielern, wenn Sie Eindruck auf sie machen wollen. Männer mit solchen Faxen werden von keinem vernünftigen Mädel ernst genommen. Daß ich ein Engel bin, glauben Sie im Grunde Ihres Herzens hoffentlich selbst nicht. Ich lege jedenfalls keinen Wert darauf, als überirdisches Wesen angesehen zu werden. Aber es freut mich, daß Sie mich gut leiden mögen. Und wenn Sie sich nicht mehr auf Ihr hohes Niveau verbeißen, dann werde ich Sie auch gern leiden mögen." Sie streckte ihm ihre kleine kräftige Hand entgegen und schaut ihm fröhlich in die Augen: „Schlagen Sie ein, Herr Pruntz! Auf gute Kameradschaft!"

Eugen legt schüchtern lächelnd seine Hand in die ihre. „Danke", murmelt er und fühlt sein Herz dabei freudig hoffnungsvoll klopfen.

Als er am Abend Onkel Harry trifft, denkt er nicht mehr daran, ihm an die Kehle zu springen. Ernas letzte Worte haben all sein Leid ausgelöscht. Höflich und bescheiden sagt er nur: „Ich glaube, lieber Onkel, Deine Methode ist für die heutige Zeit nicht mehr geeignet."

Vo Thun ga Bärn

Es isch am Mäntig Morge-n-am sächsi gsi, wo-n-ig vorem heimatleche Gartetöri i Sattel gstige bi, und mim Stahlrößli d'Sporre g'gäh ha. D'Mama het mer hinderem Vorhängli nachegluegt und g'wunke, bis ig i der Underfüehrig verschwunde bi.

Es paar Soldate si vom Bahnhof abe cho ds trappe und hei no ganz verschlafe-n-es Lied gfürmet. I bi an-ne verbi der Stutz uf g'stramplet, und bi bald usem Stedtli Thun use cho.

I der Nacht het's g'rägnet gha, und uf der Bärnstraß si groß Glungge g'läge. Es het herrlech früsch nach nasse Böim und Gras g'schmöckt. De Bärge nah het ds Gwülch no schwarzi Seck umeg'schleipft; aber hinderem Eriz-Chrache het scho d'Sunne füreblinzlet, daß es a der Bachalp äne nume so g'fürwärchet het. Und a der breite Flueh vom Stockhorn isch es Fätzli Rägeboge wie nes farbigs Naselümpli ufg'hänkt gsi.

Ig ha vor luter Luege fasch vergässe gha, daß ig ja usem Velo g'säße bi, und wär weiß was no passiert wär, wenn nid — platsch! — e risige Rägetropf vo sim Chriesiboum abe usg'rächnet uf mi Länkstange plötscht wär, daß es nume so g'chlepft und g'sprützt het. Das het du mine Blicke wider di vorschriftsmäßigi Richtung nach vorne g'gäh. Da isch grad die nöji Zulgbrügg in Sicht cho. Vorne dranne si-n-es Tschüppeli Schuelchinder g'stande, hei ufg'regt dürenander g'schnäderet und uf ihri Ruckseckli und gägem Himmel zeigt. Im Verbifahre han-i eis mit beschwörendem Gsicht g'höre säge: „Wou-wou, der Lehrer het's gseit, wenn d'Sunne schyni de gangi me!" Ig ha a mini eigete Schuelreisliwätterforge müeße zrüggdänke. Ganz guet han-i mi no a das Gfüehl bsunne, wo de albe-n-i mer isch ufg'stige, wenn der Himmel nid hett welle wie-n-ig und wenn sech de d'Wulche trotz allne Stoßgebätt um Sunneschyn immer tiefer abeg'la hei.

Bim erschte Hus im Heimbärg si-n-e Zilete Chacheli im Tröchnihüsi uftischlet gsi; no ung'malet und lättig. Aber wenn me dernäbe im Buregärtli d'Röseli, d'Ringelblueme-n-und der blau Rittersporn ag'luegt het, si eim die luschtige Heimbärger-Gschirmuschter scho vor Ouge g'schwäbt.

Langsam isch es bärguf g'gange-n-und i ha mi meh uf d'Atetechnik als uf ds Beobachte müeße konzentriere. Aber wo-n-i du hinder der Dornhalde um die usbouti Kurve g'suuset und undereinisch i das mönscheläre Täli cho bi, da isch mer d'Fröid am Luege und Stuune dür e ganz Lyb tschuderet: Z'ringsetum isch füecht und sametig der dunkel Tannewald g'stande. Drususe si no-n-es paar zarti Duftschleierli g'wäiht, hei sech über em große Roggefäld i der Sunne troffe, hei chli g'wäbt und tanzet, si im Glanz ufg'gange-n-und verschwunde. Und der Gantrisch het rüehig i dä Ringelreihe-n-übere g'luegt. Z'mitts dür dä Zouber füehrt d'Straß und de geits obsig und über ds Brüggli — und plötzlich gseht me d'Hüser vo Opplige und d'Garage mahnt eim wider a d'Benzinrationierig und mi het si usem ne Troum vo Fride und Stilli ufg'schücht. E chli

räß han=i wyter pedalet, daß zwe Spatze, wo sech am g'fräßne Haber vom ne Roß güetlech ta hei, mit lutem Ufbigähre dervogfläderet si.

Aber vor Wichtrach si mer d'Ouge no viel größer worde und ds Härz no witer vor Ufnäh vo Schönheit und heimeliger Pracht! Wie=ne Lory=Stich isch ds Aaretal i sir ganze Breiti vor mer g'läge=n=und links het der Bälpbärg und rächts ds höche Straßeport e Gränze zoge=n=um die fruchtbari Wyti wo iri Aecker, Fälder, Matte=n=und Hostete=n=usbreitet het wie ne Püri ds Sunntigfürtech. Grediuse hei d'Wulche merkwürdigi Kulisse i d'Lücke vo Bärn g'schobe. Und das alles het g'strahlet i Farbe, wo ds g'schliffnigste Mul nid chönnti beschrybe. Ds bländigwyße Chilchli vo Wichtrach het em glarige Grüen und Gääl vom Gwächs und der Frucht fasch nid Meischter möge wärde. Aber der dunkel Himmel het sech uf si Site g'stellt und ihm o sis Lüüchte g'gäh.

Nahdinah isch es o uf der Straß läbiger worde. Ds Münsige vor der Chäserei isch scho ei Chare=n=am andere=n=a g'stande, und usem Hus het mes g'höre cheßle=n=und rumple. D'Meitscheni und d'Bursche hei obem Zueche=n=und Wägfahre=n=enander g'neckt, und d'Hünd hei derzue g'woulet. E mächtige Graswage=n=isch gäg der Schwand ufe g'gyret, under de=n Öpfelböim düre, wo mit länge=n=Esch hei probiert öppis obe drab z'wüsche.

Ig ha afa pressiere. Zum Teil will mi di erwachendi Tätigkeit vo de Dorflüt mitg'risse het, und zum Räschte=n=us purluterer Übersühnigi. Undereinisch han=i e Chraftüberschuß i mer g'spürt, wo=n=i uf irgend e=n=Art ha müeße loswärde. Da isch der Allmedingestutz grad es geeignets Objäkt gsi. Dert han=i du mi Morgejubel chönne=n=i Schweißtröpfli umsetze.

Allmedinge. Wär dänkt da nid a nes Buech vom Ruedolf vo Tavel! Aemel mi hät es nid g'wunderet, wenn dür d'Schloßallee ab plötzlech d'Frau Therese Willading mit mene Ridicül am Arm und em Frivolité=Hääggli i de Finger wär cho ds träppele.

Ds Muri het es du scho chli afa stedtele. Ds Bähnli isch mer begägnet und e Polizischt, und ig ha du wohl oder übel müeße derfür sorge, daß i bi Zite=n=i ds Gschäft cho bi. I der allgemeine Velokolonne bin=i dür d'Thunstraß ab, über d'Chirchefäldbrügg und i d'Stadt g'fahre.

Wo=n=i du hinder der abeg'lanige Store i ds Schoufänschter g'chläderet bi, da isch es mer gsi, i heig e Wuche Ferie hinder mer, nid nume nes Velotürli. I han=es Plakat ufg'hänkt: „Gang lueg d'Heimat a!" Früecher han=i albe no gärn über dä Tägscht g'wäfelet, me söll eim doch lieber grad es Hunderternötli schänke, statt eim nume der Späck dür ds Muul ds zieh; ga luege gieng me de no so gärn — aber a däm Morge han=i begriffe, daß me ja gar nid wyt brucht ds reise, daß me ja sogar scho zwüsche Thun und Bärn d'Heimat cha=n=erläbe.

Züsi.

Betrachtungen zu einer Tessiner=Grotto

Sommerlich warm ist der Tag, die Sonne steht hoch und ein wunderbares, nicht genau zu definierendes Sehnsuchtsblau verhüllt die Ferne. See und Berge sind in ein einziges, dunstiges, alles verdeckendes und doch viel versprechendes Blau getaucht. „Man" ist in den Ferien, will und möchte sich vom gewohnten Alltag erholen, sucht Abwechslung und Freude, um Kraft und neue Energien für kommende Zeiten zu gewinnen und so sinnt man auf günstige Möglichkeiten, die Gegenwart zu nutzen.

Das Leben ruft und wir folgen ihm willig. Schon steht eine Barke am Ufer, um uns zur Grotto zu bringen. Lieder breiten sich über die silbernen Flächen aus; die Ruderschläge geben den Rhythmus, man blinzelt etwas träge sonnenwärts und erschrickt fast ein wenig, wie Sand und Felsen unter dem Schiffboden zu knirschen beginnen. So sitzen wir denn am seeseitigen Geländer des Grottogartens, blicken über die Nähe in die Ferne, haben unser Boccolino voll Nostrano vor uns und träumen ins herrliche Blau hinein, bis uns beschwingte Musik zum Tanze ruft. Hei, wie das fliegt und wiegt, sich die Blicke kreuzen und die Körper scheinbar gewichtslos und doch voller Leben der pulsierenden, schönen, zeitlosen Gegenwart hingeben. Die Stunden verfliegen, Freunde kommen hinzu, es wird Abend und eh wir uns versehen leuchten Lampions auf, und die Grotto erhält ein neues Gesicht.

Kann die Welt wirklich so schön sein, so wunderbar und sorgenlos? Immer dichter wird das Gedränge, stärker beginnen die Gesichter zu leuchten und zu fiebern, es ist eine Freude und eine Lust, Musik und Lieder wechseln ab, die Stimmung wird getragen von einer Welle der Begeisterung und Lebensbejahung, es scheint als ob die Welt ein einziges, großes Fest wäre, ein Leben und Erleben von nicht zu überbietender Schönheit und Lust . . .

Ja, so kann das Leben sein, so könnte es sein und mir ist, als sollten solch köstliche Momente genutzt werden, denn groß und hoch stehen die Schatten unsichtbar in der Nähe und warten auf ihre Opfer. Rings um unser kleines Land tobt der Krieg und auch innerhalb unserer Grenzpfähle gibt es manches zu sorgen und vieles lastet schwer. Dennoch, freut euch des Lebens, so lange ihr dies tun könnt, sammelt Kräfte, um mit neuem Mut auch die dunklen Tage ertragen zu können und bleibet gesund an Leib und Seele, um gewappnet zu sein, wenn die Tage der Prüfung kommen. Es würde niemanden nützen, wenn ihr mit trübseligen Mienen und Kummerfalten im Gesicht durchs Leben schleichen wolltet. So ihr aber innerlich jung und froh bleibet, werdet ihr immer wieder Gelegenheit haben, euch zu bewähren und von der gesammelten Kraft abzugeben zu Hause, im Beruf, überall wo ihr auch sein möget.

Und dann ist es eine eigene Sache mit den Tanzabenden in der Grotto. Viele Male bin ich allein dort gesessen, habe zugehört und zugeschaut und bin zur Einsicht gelangt, daß nirgends, und auch hier — inmitten von Tanz und Musik und Freude — keine Bäume in den Himmel wachsen. Wie oft haben manche Gesichter der Tanzenden und Festenden etwas maskenhaftes an sich getragen, die Freude schien nicht von Herzen zu sein und das Lachen kam nicht aus dem Grunde der Seele. Neben Gemeinschaftlichkeit war immer zugleich irgendwo Einsamkeit und innere Traurigkeit, Eifersucht oder Leere des Herzens oder des Gesichtes und noch so viele Tropfen Nostrano vermochten nicht, eine gewisse Gedankenarmut auszugleichen. Nach außen, da hat die Grotto das ihre getan. Lust und Freude, Lärm, Bewegung und Ausgelassenheit, aber nach innen, da hat sich auch hier an dieser Stätte das ewig Menschliche erwiesen: Nichts hat bekanntlich Beständigkeit als das Unbeständige. Wo viel Licht, ist der Schatten nicht weit und ein Gegensatz bedingt den andern, so daß letzten Endes auch alles Schöne und Begeisternde der Grotto verdient und erlebt sein muß. Es ist vielleicht nicht gut, zu sehr hinter die Kulissen zu sehen, in die Menschen hinein zu blicken oder sich zu stark um die Dinge an sich zu kümmern. Alles geht den Weg den es gehen muß. Lassen wir somit der Grotto ihr nach außen gedrehtes, lustiges, amüsantes Gesicht, es hat seine gute Berechtigung und wirkt sich als Ausgleich im guten, positiven Sinne aus.

k.